

Israels „roter Süden“ – Leben im Schatten des Terrors

Die Kibbuzim am Rande des Gazastreifens sind noch immer gezeichnet vom Hamas-Pogrom des 7. Oktobers 2023. Ein Besuch in Nachal Os.

Johannes A. Kaufmann

Nachal Os. Wenn im Winter der Regen über dem Negev niedergeht, erblüht die Wüste in sattem Rot. „Darom adom“ – Der rote Süden wird diese Zeit genannt, nach der Kronen-Anemone, die das Wahrzeichen der Region ist und die hier nun überall wächst.

Auch auf dem Gelände des Nova-Festivals, wo Terroristen der Hamas am 7. Oktober 2023 ein Massaker anrichteten. Angehörige der 364 Ermordeten haben Stelen mit Fotos und Texten über die Opfer errichtet. Dazwischen wandern Menschen umher, viele weinen. Schwarzgekleidete Ultra-Orthodoxe suchen einen zehnten Mann für das Abendgebet, eine Gruppe von „Volunteers for Israel“ steht im Kreis und singt die Nationalhymne „HaTikwa“, die Hoffnung.

Aus Stahl gefertigte Anemonen wurden zum Symbol des Gedenkens, nicht nur auf dem ehemaligen Festival-Gelände, sondern auch an dem Platz, auf dem die mehr als 1000 zerstörten Autos der Festival-Besucher abgeladen wurden. Beide Plätze haben sich spontan zu Gedenkorten entwickelt, ohne staatliche Planung. Angehörige kommen zum Trauern hierher, Rekruten der Armee bekommen als Teil ihrer Ausbildung gezeigt, wofür sie kämpfen, auch erste Touristen laufen umher und machen Fotos. Obwohl hunderte Menschen auf dem kleinen Areal unterwegs sind, ist es ziemlich still.

Über den Parkplatz neben der „Auto-Mauer“, wie der Berg aus verrosteten, verbrannten und zerschossenen Fahrzeugen genannt wird, wehen die Töne eines einzelnen Saxophons. „Das ist wie Rauchen für mich, wie eine Abhängigkeit“, sagt Arnon Rahav. Er begleitet eine Gruppe von Schülern, die auf ihrer Tour zu den Orten des 7. Oktober hier einen Stopp einlegen. Während sie die QR-Codes auf den Autos scannen, um sich darüber zu informieren, was mit den Insassen geschehen ist, nimmt er Wünsche entgegen, was er spielen soll. Eine „furchtbare Geschichte“ sei das alles, sagt er noch, dann greift er wieder zum Instrument.

Von Sderot aus sind es wenige Kilometer bis zum Gazastreifen

Rot spielt auch im wenige Kilometer weiter nördlich gelegenen Sderot eine große Rolle. Wenn „Zewa adom“ (Farbe Rot) aus den Lautsprechern hallt, haben die rund 33.000 Bewohner der größten Stadt am Gazastreifen 15 Sekunden, um einen Schutzraum zu erreichen. So lange braucht eine Rakete der Hamas oder des Islamischen Dschihad für die knapp vier Kilometer bis zum Stadtzentrum – höchstens.

Vom Kobi-Hügel, einem Aus-



Als ich die Terroristen durchs Küchenfenster auf uns zukommen sah, dachte ich: Ich werde heute sterben.

Sohar Skupinsky

Einwohner des Kibbutz Nachal Os



Jisror – Gedenke, steht auf einem Stein auf dem Gelände, auf dem die Autos vom Nova-Festival abgestellt wurden. Die roten Blumen (Anemonen) sind das Wahrzeichen von Israels Süden.

JOHANNES KAUFMANN / FMN



Im Streichelzoo von Nachal Os überlebte allein der Esel.

JOHANNES KAUFMANN / FMN

Die Tür des Hauses von Familie Skupinsky im Kibbutz Nachal Os wurde von Terroristen der Hamas aufgeschossen.

JOHANNES KAUFMANN / FMN



sichtspunkt am westlichen Stadtrand, ist der Gazastreifen am Horizont zu sehen. Es reicht die Zoom-Funktion eines Smartphones, um die Gerippe der vom israelischen Militär zerstörten Häuser von Beit Hanun zu erkennen. Kaum vorstellbar, dass in diesen Ruinen noch Menschen leben, doch erst jüngst hat die Armee die Bewohner erneut aufgefordert, die Stadt zu verlassen, bevor sie sie bombardierte.

Auf Google Maps ist noch immer die Polizeistation verzeichnet, um die am 7. und 8. Oktober ein stundenlanges Gefecht tobte, bei dem acht Polizisten und 20 Zivilisten ihr Leben verloren. Am Ende wurde das Gebäude von einem israelischen Panzer und einem Kampfhubschrauber beschossen und zuletzt schließlich eingerissen. Heute erinnern ein Mahmal und ein riesiges Wandgemälde an den Kampf und an einen anonymen Geheimdienstoffizier, der hier von einem Badezimmerfenster aus mehrere Terroristen ausschaltete und dadurch zwei kleinen Kindern das Leben rettete.

Noch näher dran ist Nachal Os. Vom südlichen Hintereingang des Kibbutz sind es gerade einmal 800 Meter bis zum Gazastreifen. Hier drängen die Terroristen der Hamas am Morgen des 7. Oktober ein. „Das Tor stand einen Spalt offen, und da der Strom ausgefallen war, konnte es nicht geschlossen werden“, sagt Sohar Skupinsky, der mit seiner Frau und seinen drei Kindern 2017 in den Kibbutz gezogen ist. Der sollte an diesem Tag sein 70-jähriges Bestehen feiern, weswegen sich neben den knapp 500 Bewohnern

auch viele ausländische Gäste im Ort aufhielten.

Trotzdem traf es Nachal Os nicht ganz so schlimm wie andere Kibbuzim am Gazastreifen. „Der Unterschied zwischen Be’eri oder Kfar Asa und uns ist hier zu sehen“, sagt Skupinsky und deutet auf ein paar zerstörte Container hinter einem Metallzaun: ein provisorisches Militärlager für Soldaten, die auf dem Weg zu ihren Einsätzen einen Platz zum Übernachten brauchen.

Am Abend vor dem Überfall waren elf Beamte der verdeckten Grenzpolizei (JAMAS) eingetroffen, was im Kibbutz niemand außer dem Sicherheitschef Ilan Fiorentino mitbekommen hatte. „Ilan war ein freundlicher, kommunikativer Typ. Er hat seine Telefonnummer mit dem Kommandanten der Truppe ausgetauscht, damit sie sich melden konnten, wenn sie irgendetwas brauchten“, erzählt Sohar Skupinsky.

Grenzpolizei verteidigte Nachal Os gegen Terroristen

Doch es war Fiorentino, der sich meldete. Als die Hamas in den Kibbutz eindrang, bat er die Grenzpolizisten um Hilfe. Fiorentinos Haus befindet sich hinter dem der Skupinsky. „Die Terroristen kamen vom Tor direkt auf uns zu“, erinnert sich der 52-Jährige. Er vermutet, dass sie wussten, wo der Chef des Sicherheitsdienstes lebte und sein Haus zuerst angriffen. Fiorentino fiel dort im Kampf gegen die Terroristen, zusammen mit dem Kommandanten der Grenzschützer, Schlomo Ja’akov Krasniansky.

Über die verlassen Straßen des

Kibbutz führt Skupinsky uns zu den Orten, die mit dem 7. Oktober verbunden sind. Auch anderthalb Jahre später liegen noch Patronenhüllen an den Wegen. Über dem Ort kreist permanent eine Drohne der israelischen Armee, ihr Brummen begleitet uns. Ab und zu dringt das Rattern eines Maschinengewehrs aus dem Gazastreifen zu uns herüber. Der Knall einer Artilleriegranate lässt Skupinsky kurz innehalten. „Eine von unseren“, sagt er, und fährt dann fort.

Der Kibbutz ist wieder bewohnbar, doch bisher ist kaum jemand zurückgekehrt. Die Bewohner wurden nach dem Überfall der Hamas vom Kibbutz Mischmar haEmek wenige Kilometer südlich von Braunschweigs Partnerstadt Kirjat Tiw’on aufgenommen. Lediglich der Kuhstall wurde bereits wieder in Betrieb genommen. „Viele unserer Kühe wurden getötet, viele von Zivilisten aus dem Gazastreifen gestohlen. Der Rest ist in den Tagen nach dem Überfall verendet“, berichtet Skupinsky. Dasselbe Schicksal erlitten die Tiere aus dem Streichelzoo. „Nur der Esel hat es irgendwie überlebt.“

Während der Stunden, in denen die Bewohner von Nachal Os auf Rettung durch die Armee warteten, fuhren die vier noch einsatzfähigen Grenzschützer zusammen mit zwei Männern des Sicherheitsdienstes in einem gepanzerten Fahrzeug von einem Gefecht zum nächsten. Wo sie hinfahren mussten, erfuhren sie aus der Whats-App-Gruppe des Kibbutz. „Hier sind sie abgebogen“, sagt Skupinsky und deutet auf die Ausfahrt aus einem Kreisverkehr. „Das

hat entschieden, wer stirbt und wer überlebt. Geradeaus wären sie nach Keschet gekommen“.

Keschet bedeutet Regenbogen. Das Wohnviertel ist geradezu idyllisch: In den großen Gärten blühen Blumen und Zitrusbäume. Hier konnte die Hamas stundenlang ungestört wüten. Elf Bewohner des Viertels verloren ihr Leben, weitere wurden nach Gaza verschleppt. In einem Haus erschossen die Terroristen eine Mutter und ihren Partner.

Den 17-jährigen Tomer zwangen sie, an die Türen der Nachbarn zu klopfen und zu rufen „Macht auf, sonst erschießen sie mich.“ Bei mehreren Häusern behauptete Tomer, die Bewohner seien verreiselt oder ausgezogen. Sie überlebten. Wer aufmachte, wurde ermordet oder entführt. Auch Tomer hat den Tag nicht überlebt.

14 Stunden verschanzte sich die Familie in völliger Dunkelheit

In einem Eckhaus wurde eine ganze Familie ermordet. Nur der 13-jährige Ariel überlebte, weil er zum Zeitpunkt des Angriffs Joggen war. „Dieser Ort ist sehr emotional für mich“, sagt Sohar Skupinsky. Gegenüber habe er jahrelang mit seiner Familie gelebt. Das Gesicht des Informatikers zeigt kaum eine Regung, er spricht leise und gefasst. Doch die Hände des 52-Jährigen zittern. Was in ihm vorgeht, lässt sich nur erahnen.

„Ich kann mich nicht auf meine Arbeit konzentrieren“, gesteht er. Aber sein Arbeitgeber, ein High-Tech-Unternehmen, sei sehr unterstützend. Er bekomme so viel Zeit,

wie er brauche, bis er wieder anfangen könne. Am letzten Stopp des Rundgangs hält Skupinsky kurz inne. Es ist sein Haus. Er zögert. Dann bittet er uns herein.

Die Türklinke der Haustür ist zerschossen. „Als ich die Terroristen durchs Küchenfenster auf uns zu kommen sah, dachte ich: Ich werde heute sterben.“ Mit seiner Frau und ihren drei Kindern floh er in den kleinen Schutzraum. „Ich dachte, ich hätte die Tür verriegelt, aber mein Sohn flehte mich an: Bitte Papa, halt die Klinke fest“, erinnert sich der Familienvater.

Die Türen der Schutzräume in israelischen Häusern lassen sich zwar häufig luftdicht verschließen, verriegelbar sind sie aber nicht. Sie sind für den Schutz vor Raketen und Granaten konzipiert und sollen für Rettungskräfte von außen zugänglich sein. „Ich habe die Klinke festgehalten, auf der anderen Seite hat jemand lange Zeit gerüttelt“, sagt Skupinsky.

14 Stunden lange harrete die Familie in dem engen, stickigen Raum aus – bei völliger Dunkelheit, während Terroristen und später Zivilisten aus Gaza ihr Haus plünderten. Dann hat die Armee den Kibbutz befreit. Seitdem haben die Skupinsky keine einzige Nacht mehr in ihrem Haus verbracht. „Hier zu bleiben, ist härter, als ich erwartet habe“, flüstert Sohar.

70 Kilometer weiter nördlich, in Tel Aviv, sitzt Ajelet Glass in einem Plastik-Pavillon auf dem „Platz der Geiseln“ in Tel Aviv. Jeden Tag sind Menschen wie sie, die eine Verbindung nach Nachal Os haben, hier und sprechen mit Passanten über den Kibbutz und seine Bewohner. Glass hat drei Jahre lang, von 2015 bis 2018, die Verwaltung des Kibbutz geleitet – so etwas wie ein Bürgermeister, aber nicht ganz dasselbe, erklärt sie. In den Kibbuzim ist es üblich, dass Externe diese Aufgabe für einige Jahre übernehmen.

Kibbutz-Bewegung wurde vom Hamas-Terror schwer getroffen

„Ich fühle mich verantwortlich“, sagt Glass, und erklärt: „Nicht weil ich irgendetwas hätte verhindern können, sondern weil ich Teil eines Systems war, das den Leuten gesagt hat, es sei sicher, dort zu leben.“ Sie sei davon auch überzeugt gewesen, habe es aber nicht hinterfragt, nicht geprüft. Sie werde nicht mehr in der Region, dem Gazagürtel, arbeiten.

Als Mitglied der Kibbutz-Bewegung hat sie immer an Frieden mit den Palästinensern geglaubt. „Genug, genug!“, sagt sie, „ich habe einen einjährigen Enkel. Ich will nicht erleben müssen, wie er zur Armee geht.“ Sie habe verschiedene Stimmen im Kopf. Eine davon wolle, dass die Palästinenser einfach verschwinden, aber das sei nur eine der Stimmen. Die meisten Kibbutzniks glaubten noch immer an Koexistenz mit den Palästinensern. „Aber ohne Naivität. Sie werden keine Arbeiter aus Gaza mehr aufnehmen, um sie in moderne Methoden der Landwirtschaft einzuführen.“ Glass ist überzeugt: „Nachal Os wird weiterleben.“

Im Kibbutz werden Häuser repariert und neue gebaut. Von den ursprünglichen Bewohnern sind bisher etwa 20 zurückgekommen, darunter zwei Familien mit Kindern. „Herzukommen und zu erzählen, ist wie eine Therapie für mich“, sagt Sohar Skupinsky. Ob sie bleiben wird, weiß die Familie nicht. „Meine Tochter sagt, wir könnten eine Festung aus dem Haus machen, sicher fühlen würde sie sich trotzdem nicht.“